5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger

für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Lölbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981
Hauptfilialen: Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Burgstraße 7 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: Jean Pelzer in Halle/S.

Nummer 315 | Halle, Montag den 13. November | 1916

Rumänische Stellungen am Alt-Fluß erobert.

Neue Kämpfe an der Somme. — Eine englische Ehrung für Boelcke. — Wilson endgültig gewählt. — Die Rede des Reichskanzlers und der Weg zum Frieden.

Der wöchentliche Geländegewinn an der Somme.

Karlsruhe, 13. November. Züricher Blätter **schreiben, daß der wöchentliche Geländegewinn an der Somme von einem Kilometer im September auf einen halben Kilometer im Oktober und auf ein Minimum seit Anfang November gesunken sei.** Der kürzlich in **der Schlacht an der Somme verwundete General Marchand schreibt an den befreundeten Bürgermeister der südfranzösischen Ortschaft Sumène: Die Unseren halten sich an der Somme vortrefflich. Das ist aber auch nötig, denn die Deutschen schlagen sich wie Teufel. Ihre Artillerie, die Tag und Nacht unsere Linien mit dem Eisenhagel aller Kaliber überschüttet, macht den tapferen Kameraden viel zu schaffen.** (B. T.)

Amiens, eine stille, harmlose Provinzstadt.

Genf, 13. November. Als eine stille, harmlose Provinzstadt, bezeichnet die Pariser Presse Amiens, das durch die Belegung mit deutschen Fliegerbomben schwer gelitten hat, ohne Gedächtnis zu zeigen für ihre früheren Angaben über die dort befindlichen französischen und britischen Reservetruppen. Die Zahl der bisher in mehreren Stadtteilen aus den Trümmern gezogenen Opfern wird auf 36 angegeben. (L.-A.)

Der Fliegerkampf an der Westfront.

Berlin, 13. November. Der Kriegsberichterstatter des „Lok.-Anz." Dr. Wegener meldet unterm **11. November vom westlichen Kriegsschauplatz: Das klare windstille Wetter mit mondhellen Nächten hielt an und so war denn auch gestern die Fliegertätigkeit beiderseits ungemein rege.** Wieder haben unsere **Bombenabwerfergeschwader die feindlichen Truppen- und Munitionslager hinter der gegnerischen Front eifrig und wirksam bearbeitet. Unsere Kampfflieger und die Abwehrgeschütze haben wiederum 10 feindliche Flugzeuge zur Strecke gebracht.** Die größte Anzahl **wieder östlich der Somme.** Er wird bekannt, daß das **englische Fliegerkorps über unseren Linien einen Kranz für Boelcke abgeworfen hat. Wir freuen uns, daß also trotz mancher Gegenrede auch von englischer Seite im Fliegerkampf diese Ritterlichkeit, die wir selbst üben, aufrecht erhalten bleibt. Es ist allmählich fast die einzige Stelle, wo in diesem immer erbitterter werdenden Kriege dies noch geschieht.**

*

Der amtliche bulgarische Bericht.

(W. T. B.) Sofia, 12. November. (Amtlicher Heeresbericht.):

Mazedonische Front:

Westlich von der Eisenbahn Bitolja—Lerin lebhaftes Artilleriefeuer; östlich von derselben Linie und des Cerna-Bogens dauerte der Kampf während des ganzen Tages und teilweise während der Nacht zum 12. November an. Alle Angriffe des Feindes wurden abgeschlagen; **dennoch gelang es dem Gegner, sich auf den Höhen, die einen Vorsprung vor unseren Stellungen nördlich von Dorf Polog bilden, zu halten.** An der Moglenitza-Front schwache Artillerie- und Minentätigkeit. Westlich vom Wardar lebhafte Artillerietätigkeit. Oestlich vom Wardar und am Fuß der Belasica-Planina Ruhe. An der Strumafront Geschützfeuer und Patrouillengefechte. An der Küste des Aegäischen Meeres Ruhe.

Rumänische Front:

An der Donau nichts Neues. In der Dobrudscha Gefechte an den vorgeschobenen Stellen unserer Truppen ohne wesentliche Ergebnisse. An der Küste des Schwarzen Meeres Ruhe.

Die Lage in der Dobrudscha.

Genf, 13. November. Die Vorgänge in der Dobrudscha müssen, nach Meinung Pariser Fachkritiker, unter dem Gesichtspunkte der Gesamtaktion Mackensens und Falkenhayns beurteilt werden. Darum ist **vorläufig unbestimmbar**, ob bei der Duneara zusammengezogenen, laut Petersburger Meldungen numerisch sehr starken Infanterie- und Reiterabteilungen andere Aufgaben als der Schutz der Hauptpunkte der Linie Bukarest—Cernavoda vorbehalten sei. Große Aufmerksamkeit beanspruche das russisch-rumänische Bestreben, das Banden weiterer feindlicher Truppen auf dem linken Donauufer möglichst zu verhindern. (L.-A.)

*

Der amtliche Bericht der deutschen Heeresleitung.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 12. November 1916.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

Am Nordufer der Somme war die Artillerietätigkeit nur zeitweise stark.

In Sailly-Saillisel sind gestern abend neue Kämpfe entbrannt, die noch im Gange sind.

Südlich des Flusses verstärkte sich das Feuer im Abschnitt Fresnes-Chaulnes. Beiderseits von Ablaincourt verhinderte unsere Artilleriewirkung die Entwicklung eines sich vorbereitenden Angriffs.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Front des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern.

Auf dem Ostufer der Narajowka scheiterten südwestlich von Folw. Krasnolessa ein erneuter Angriff der Russen gegen die von uns gewonnenen Stellungen.

Front des Generals der Kavallerie Erzherzog Karl.

Im Südteil der Waldkarpathen lebte das Artilleriefeuer auf. Dort fanden für uns günstig verlaufene Gefechte statt.

An der siebenbürgischen Ostfront wurden von deutschen Truppen nördlich des Oitoz-Passes achtmalige Vorstöße des Gegners abgeschlagen.

Bei der Abwehr rumänischer Angriffe am Alt, Frunta und Alt. Tale, sowie bei Wegnahme feindlicher Stellungen beiderseits des Alt, wurden — einschließlich der gestern gemeldeten 200 Gefangenen — 18 Offiziere, über 1000 Mann und sieben Geschütze eingebracht.

An der Predeal-Straße, am Szurdul-Paß und bei Orsova schoben wir unsere Vortruppen vor.

Balkan-Kriegsschauplatz:

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen.

Aus der Dobrudscha und von der Donau-Front nichts neues.

Mazedonische Front:

Im Westteil des Cerna-Bogens wurden starke serbisch-französische Angriffe durch deutsch-bulgarische Truppen abgewiesen. Bei Polog gewann ein feindlicher Vorstoß Boden.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Der amtliche österreichische Bericht.

(W. T. B.) Wien, 12. November. Amtlich wird verlautbart:

Heeresfront des Generaloberſten Erzherzog Karl.

Bei Orsova und südlich des Szurdul-Passes haben wir Gelände gewonnen. Im Ost-(Alt-)Tale wurden dem Feinde abermals einige Stellungen entrissen. Nordwestlich von Szogmasoe versuchten die Rumänen achtmal unsere Stellungen anzugreifen, wurden aber stets restlos abgewiesen. Im Südteil der Waldkarpathen erhöhte Gefechtstätigkeit. Die Beute aus den Kämpfen um den Roten-Turm-Paß seit 10 November beträgt 18 Offiziere, über 1000 Mann und sieben Geschütze.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern.

Oestlich der Narajowka blieb ein russischer Vorstoß erfolglos.

Italienischer und südöstlicher Kriegsschauplatz:

Lage unverändert.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: v. Höfer, Feldmarschalleutnant.

Ereignisse zur See.

Unsere Flugzeuge haben in der Nacht vom 11. auf den 12. November Padua angegriffen und mit schweren Bomben Volltreffer im Militärkommandogebäude, Bahnhof und in der Infanteriekaserne erzielt, in letzterer, sowie in der Stadt Brände erzeugt, die noch auf 40 Kilometer sichtbar waren. Trotz heftiger Beschießung und ungünstiger Witterung kehrten die Flugzeuge unversehrt zurück.

Flottenkommando.

Zur Lage in Griechenland.

Lugano, 13. November. Der Athener Korrespondent des „Corriere della Sera" veröffentlicht einen Brief, worin er die französischen Redensarten über die angebliche Freundschaft der Entente gegenüber Griechenland und den Wunsch des Volkes, unter Venizelos' Führung in den Krieg einzutreten, geißelt und als Humbug bezeichnet. Es sei traurig, daß sogar der „Temps" derartige bewußte Unwahrheiten in die Welt setze. Die Wahrheit, so wiederholt der Korrespondent, sei gerade entgegengesetzt; nämlich die, daß die Griechen **um keinen Preis in den Weltkrieg eintreten wollen**, daß sie die Politik Venizelos' verwünschten und wie ein Mann hinter dem König stehen, den sie geradezu närrisch bewundern und verehren. (B. T.)

*

Die Wahl Wilsons.

(W. T. B.) Haag, 12. November. Nach einer Meldung der „United Preß" hat Wilson 8 563 750 und Hughes 8 162 754 Stimmen erhalten. Das Abstimmungsergebnis in New Hampshire und Minnesota ist noch zweifelhaft. Obwohl die Republikaner noch nicht zugeben wollen, daß Wilson gewählt ist, so wird doch allgemein angenommen, daß die amtliche Zählung das Ergebnis nicht mehr ändern wird.

Die holländische Fischeinfuhr nach Deutschland zentralisiert.

(Z. U.) Amsterdam, 12. November. Aus Ymuiden wird berichtet, daß, um der enormen Preistreiberei für frische Fische für das Ausland in den Reichsfischhallen in Ymuiden Einhalt zu gebieten, binnen kurzem von der deutschen Regierung, wie von befugter Seite gemeldet wird, Maßnahmen erwartet werden, um die Lieferung von frischen Fischen nach Deutschland zu zentralisieren und das ausschließliche Recht der Einfuhr dieser Fische in Deutschland einer in Ymuiden zu errichtenden Vereinigung von Fischexporteuren zu übertragen.

Registrierung der deutschen Forderungen im feindlichen Ausland

Hamburg, 12. November. Vor einer von 24 wirtschaftlichen Verbänden einberufenen Versammlung gab der Reichstagsabgeordnete Dr. Stresemann ein Referat über den Schutz der deutschen Auslandsforderungen, das mit großem Beifall aufgenommen wurde. Einstimmig wurde von der Versammlung eine Entschließung angenommen, die in sehr scharfer Form an den Reichskanzler die Forderung richtet, mit Rücksicht auf die von den Feinden ausgeübte Beschlagnahme deutschen Eigentums im feindlichen Ausland die so oft angeregte Registrierung der deutschen Forderungen an das feindliche Ausland unverzüglich zur Durchführung zu bringen. (Frkf. Ztg.)

Die Wiederherstellung Polens.

Lugano, 12. November. Der Abgeordnete Montresor beantragte, die italienische Kammer solle den Wunsch auf Wiederherstellung eines freien, unabhängigen und einheitlichen Polenstaates aussprechen. (Frkf. Ztg.)

Die Judenfrage im neuen Polen.

(W. T. B.) **Budapest**, 11. November. Der Redakteur Gyenlosleg hat sich an den Ministerpräsidenten Tisza mit der Bitte gewendet, sich über die Frage der Gleichberechtigung der Juden im neuen Polenstaat zu äußern. Graf Tisza hat die Anfrage in einem Brief folgendermaßen beantwortet: „Ich kann mich nicht berufen fühlen, über den Standpunkt, den das wiedererstehende Polen in Bezug auf die Gleichberechtigung der Juden einnehmen wird, irgendwelche Erklärung abzugeben. Die Entscheidung dieser Frage gehört ja in den Wirkungskreis des polnischen Staats. Ich zweifle jedoch nicht, daß die polnische Nation, wieder in Besitz ihres Selbstbestimmungsrechtes gelangt, auf der ganzen Linie, also auch in dieser Frage, den Standpunkt der Freiheit und Rechtgleichheit einnehmen wird."

Türkische Anwerbungen in Persien.

Wien, 13. November. Die „Zeit" berichtet, der russische Gesandte in Teheran teilt seiner Regierung mit, daß man dort mit der Werbung persischer Freiwilliger für die türkische Armee begonnen hat. (Dtsch. Tagesztg.)

Englischer Druck auf Holland.

(W. T. B.) Amsterdam, 11. November. Wie das „Handelsblad" erfährt, hat England gefordert, daß die Ausfuhr von Obst aus Holland nach Deutschland verboten werden müsse, ehe England die Einfuhr von ausländischem Obst und Obstprodukten nach Holland gestattet. Der N. D. T. ist in einigen Fällen durch die englische Regierung genötigt worden, ausländisches Obst, das bereits nach Holland eingeführt war, wieder nach England zurückzuschicken und vor ein englisches Prisengericht zu bringen. Ferner hat England einige holländische Boote angehalten und die darin verfrachteten Südfrüchte beschlagnahmt. Augenblicklich haben sich die holländischen Dampfergesellschaften entschlossen, keine Südfrüchte mehr als Fracht zu transportieren.

(W. T. B.) Haag, 11. November. Die Ausfuhr von aromatischen Stoffen und allen Gewürzen ist verboten, ferner wird wegen Mangels an Futtermitteln keine Erlaubnis zur Ausfuhr von Kohlrüben und Futterrüben gegeben.

*

Die Rede des Reichskanzlers.

Haag, 12. November. Der Berliner Korrespondent des „N. R. C." hatte eine Unterredung mit einem hervorragenden Parlamentarier, der zu gleicher Zeit Mitglied des Reichstagsausschusses ist, über die Rede des Reichskanzlers. Dem Korrespondent wurde gesagt, der Reichskanzler hat gestern unter allgemeiner Zustimmung der Kommission eine entschiedene und sehr klare Rede gehalten und fällt dieser Rede eine große Bedeutung zu. Wir sind der Auffassung, daß seine Erklärung über die letzten Ereignisse vor Ausbruch des Krieges, vor allen Dingen im Lichte des durch ihn mitgeteilten russischen Befehls von 1912, selbst im feindlichen Auslande **einen Eindruck machen muß.** Von viel größerer **Bedeutung ist, was er über Belgien gesagt hat. Ein Mißverständnis ist hier nicht möglich. Wir wünschen** keine verdeckte Einverleibung, auch keinen Vasallenstaat, sondern wir wünschen allein unsere eigene bedingungslose Sicherheit. Die Rede des Reichskanzlers **widerlegt also England alles**, wofür es behauptet, den Krieg zu führen und was auch ein großer Teil des englischen Volkes glaubt, daß er der wirkliche Grund für die Kriegsstimmung gewesen ist. (Frankf. Ztg.)

Der verkehrte Weg, um zum Frieden zu gelangen.

(Z. U.) Amsterdam, 12. November. Der „Manchester Guardian" bespricht in einem Leitaufsatz, welcher beweist ist „Der verkehrte Weg zum Frieden" die Rede des deutschen Reichskanzlers. Die Rede beweist, sagt das Blatt, daß Deutschland zum Frieden bereit ist. Doch der Wunsch nach Frieden und das Unternehmen dazu zweckmäßigen Schritten, um zum Frieden zu gelangen, sind verschiedene Dinge. Nur wenn der Reichskanzler bereit ist, die Lage so zu sehen, wie sie ist, und den Vierverband insgesamt zufriedenstellt, wird der Wunsch nach Frieden sich in den Willen zum Frieden verwandeln. Nichts anderes als Deutschlands endgültiger und unbestreitbarer Sieg würde den Vierverband bewegen können, den Frieden anzunehmen. Die Bundesgenossen handeln in vollkommener Uebereinstimmung. Darum kann auch die englische Regierung nicht, wie einige Friedensfreunde wünschen, im Namen aller sprechen, ohne vorher mit ihnen beraschlagt zu haben. In demselben Leitartikel bespricht „Manchester Guardian" die Worte des Reichskanzlers über den „Völkerbund." Mehr als in seiner Wiederwahl erblickt das Blatt in der Aufnahme dieser Idee durch Gred und von Bethmann Hollweg einen Triumph für Wilson. Der Bund würde an sich keinen Krieg verhüten, doch er würde das traurige Schauspiel verhindern, daß die Führer zweier Völker nach 27 Monaten Krieg sich noch darüber streiten können, wie der Krieg in die Welt gekommen ist. Das Blatt zweifelt nicht an der Aufrichtigkeit des Reichskanzlers, da er einen solchen Bund befürwortet.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191611139/fragment/page=0001

Der Gesundheitszustand der deutschen Heere.

Ein Mitarbeiter der „Deutschen Journa?post" wurde vom Oberstabsarzt Dr. Hetsch von der Medizinalabteilung des Preußischen Kriegsministeriums empfangen und erhielt auf eine Reihe allgemein interessierender Fragen über den Gesundheitszustand der deutschen Heere und andere einschlägiger Natur in liebenswürdiger Weise Auskunft, die wir zusammenfassend wie folgt wiedergeben:

Genaue Zahlen über den allgemeinen Gesundheitszustand des deutschen Heeres liegen erst bis Februar 1916 vor. Bis dahin hatte er sich im allgemeinen stetig gebessert. Es betrug der Krankenzugang bei den Truppen des Feldheeres auf tausend der Kopfstärke im monatlichen Durchschnitt:

August 1914 — Januar 1915	129,3
Februar 1915 — Juli 1915	114,2
August 1915 — Januar 1916	105,0

Soweit bekannt, ist seit Februar 1916 eine Verschlechterung des Gesundheitszustandes nicht eingetreten — Seuchen sind nicht aufgetreten. Das Heilungsergebnis der in den Lazaretten chirurgisch Behandelten war auch weiterhin außerordentlich günstig. — Die mehrfach verbreiteten ungünstigen Angaben über Erkrankungen des Nervensystems sind unzutreffend. Die Zahl der Nervenkrankheiten ist im Gegenteil niedriger als im Belagerungsheer und hat nach dem Ansteigen im Anfange des Krieges keine Neigung zur Zunahme gezeigt sondern sich auf ziemlich gleicher Höhe gehalten und eher eine gewisse Abnahme aufzuweisen. — Ueber operativ behandelte Herzmuskelschüsse liegen nur wenige Beobachtungen vor, so daß keine Schlußfolgerungen gezogen werden können. Herzbeutelverletzungen zeitigen günstige Heilungsergebnisse, desgleichen Kopfschüsse, wenn eine frühzeitige operative Behandlung möglich ist.

Im Winter sind im Osten Erkältungskrankheiten etwas häufiger gewesen; im Sommer und Herbst kamen auf dem Balkan und in der Türkei einige Fälle von Malaria vor, sonst hatte das Klima keinen ungünstigen Einfluß.

Ein störender Mangel an Aerzteperional hat sich beim Heere bisher nicht bemerkbar gemacht; ebenso reicht das vorhandene Lazarettperional aus. Eine nennenswerte Vermehrung der Pflegerinnen ist nicht beabsichtigt.

Die für den Feldgebrauch nötigen Arzneimittel sind in den erforderlichen Mengen vorhanden. Es ist auch möglich, in umfangreicher Weise unsere Bundesgenossen mit Arzneimitteln zu unterstützen. — Die in Serbien erbeuteten Arzneimittel entsprachen, soweit sie hier geprüft wurden, den deutschen Anforderungen nicht.

Die Verpflegung der Kranken in den Lazaretten begegnet keinen besonderen Schwierigkeiten. Die Kost ist abwechselungsreich und schmackhaft und kann auf die besonderen Anforderungen bei Erkrankungen des Magen-darmkanals genügend Rücksicht nehmen.

Grundlage für die Beurteilung der Alkoholfrage ist Ziffer 416 der Kriegs-Sanitätsordnung, in der der Standpunkt vertreten wird: Mäßigkeit, nicht Enthaltsamkeit. Stärkere alkoholische Getränke werden nur in ganz besonderen Fällen, möglichst nur auf ärztliche Anordnung und in verdünntem Zustande (als Zusatz zum Tee) gegeben. Die Ausstellung selbstverständlich Doppelbriefe und Paketchen mit alkoholischen Getränken ist verboten, um den Anreiz zu beseitigen, derartige Sendungen ins Feld zu schicken.

Die Stahlhelme haben sich gut bewährt. Sie gewähren ohne Stirnschild Schutz gegen Schrapnellkugeln, Steinminen und Granatsplitter geringen Umfanges. Mit Stirnschild bieten sie auch gegen Infanteriegeschosse erheblichen Schutz.

Hinsichtlich der ärztlichen Versorgung der Zivilbevölkerung in der Heimat sind, soweit hier bekannt, ernstere Schwierigkeiten nicht eingetreten. Wo in einzelnen Kreisen oder Städten Aerztemangel sich bemerkbar machte, wurde in Verbindung mit der Zivilverwaltung Abhilfe geschaffen, soweit die militärischen Verhältnisse es zuließen. Auch in den im Osten besetzten feindlichen Gebieten sind gewisse Schwierigkeiten in dieser Richtung nicht zu verkennen, die aber von der Heeresverwaltung nach Möglichkeit behoben werden. Infolge der Verringerung der Aerzte, welche für die Zivilbevölkerung verfügbar sind, war es zur Gewährung der bürgerlichen Bevölkerung und der gesamten Gesundheitspflege nötig, die Kurpfuscherei einzudämmen durch folgende Verbote:

Nichtärzten ist verboten Behandlung mittels mystischer Verfahren, Hypnose, Betäubungsmittel (außer ärztlich wirkenden), Fernbehandlung, Behandlung von ansteckenden Krankheiten, Krebs und Geschlechtskrankheiten. Nichtärzte dürfen ferner nicht mehr in Zeitungsanzeigen oder sonstwie öffentlich ihren Gewerbebetrieb ankündigen (Ausnahme: Adreß- und Fernsprechbuch, Schild am Wohnhaus). Auch sind Verbote ergangen gegen Ankündigung oder Anpreisung von antikonzeptionellen Mitteln, Anpreisung von Arzneimitteln und Schwindelmitteln und -verfahren gegen Fettsucht und dergleichen.

Die für Offiziere und Mannschaften hinter der Front und in der Heimat eingerichteten Erholungsheime haben sich durchaus bewährt.

Die Frage der schon in den Lazaretten einsetzenden Berufsausbildung der Kriegsbeschädigten wird dauernd mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt. Nicht nur die Ausbildung in den Lazarettwerkstätten sondern auch die Beschäftigung der Leute unmittelbar in Fabrikbetrieben, Werkstätten und in der Landwirtschaft wird ständig weiter ausgebaut.

Tuberkuloseerkrankungen sind im Feldheer auf allen Kriegsschauplätzen nur in geringer Zahl festgestellt worden. Im Besatzungsheere sind die Zugangsziffern etwas höher als beim Heere in den letzten Friedensjahren infolge der unvermeidlichen Einstellungen Tuberkulöser, die bei der Musterung als solche nicht erkannt werden können.

Die Zahl der Geschlechtskrankheiten in Feld- und Besatzungsheer zusammen, auf je Tausend der Kopfstärke bezogen, ist der Erkrankungsziffer des Friedensheeres praktisch gleich, im Feldheer ist sie nicht unwesentlich kleiner, im Heimatheer etwas größer als im Friedensheer. Letzteres erklärt sich daraus, daß unter den fortwährend zur Einstellung gelangenden Rekruten ein Teil geschlechtskrank ist; diese Leute haben sich ihr Leiden vor dem Diensteintritt zugezogen, werden jetzt also von der Statistik erfaßt, während sie im Frieden ihr unzugänglich sind. Alle Bekämpfungsmaßnahmen sind getroffen: Wiederholte Belehrungen über Wesen und Gefahren der Geschlechtskrankheiten. Regelmäßige, auch unverhoffte ärztliche Untersuchungen. Schärfste Ueberwachung der Prostituierten, Schließung der Animierkneipen, Untersuchung der ins Feld rückenden und auf Urlaub gehenden Soldaten. Bei Entlassung geschlechtskranker Soldaten aus dem Heeresverbande Benachrichtigung der den Landesversicherungsanstalten zwecks gesundheitlicher Ueberwachung bei den Beratungsstellen für Geschlechtskranke", soweit die Entlassenen mit der Nennung einverstanden sind. Belehrung der Verheimlichung von Geschlechtskrankheiten. Verbot der Selbstbehandlung. Verbot der Ankündigung von Nichtärzten zur Behandlung von Geschlechtskrankheiten an alle Heeresangehörigen.

Der Stand der Seuchen ist außerordentlich günstig. Wir haben weder im Feldheer, noch in der Heimat, auch nicht in den Kriegsgefangenenlagern, irgendwelche Epidemien.

Die Musterungsergebnisse bei den zuletzt gemusterten Jahrgang 1897 waren quantitativ und qualitativ sehr gut. Ungünstige Einflüsse der jetzigen Ernährungsverhältnisse auf die Dienstfähigkeit der jungen Männer sind bisher nicht festgestellt worden.

Eine häufigere Beurlaubung der Heeresangehörigen muß, soweit sie mit den Forderungen des Dienstes vereinbar ist, auch aus Gründen der Bevölkerungspolitik als wünschenswert bezeichnet werden.

Das Gesamturteil kann lauten: Der Gesundheitszustand des deutschen Heeres ist in der bisherigen Kriegszeit in jeder Beziehung durchaus günstig gewesen. Es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß er sich künftig verschlechtern wird. z.

Die englische Presse gegen die englische Flotte.

Von Vize-Admiral z. D. **Kirchhoff.**

In letzter Zeit mehren sich die Angriffe und scharfen Vorwürfe englischer Blätter gegen die verfehlten Maßnahmen der britischen Admiralität in ganz außerordentlicher Weise. In längeren kritischen Betrachtungen wird das Unvermögen der eigenen Flotte besprochen, dem Umschreifen des erneut mit großem Glück und Geschick erfolgenden deutschen Unterseeboots- und Torpedobooot-Kreuzerkrieges gegen Schiffahrt und Handel gebührend entgegenzutreten.

Schon am Trafalgar-Tage, dem 21. Oktober, ließ sich die „Times" einsehend darüber aus, daß die britische Flotte mit ihrem ewigen Stillliegen „noch nichts geleistet habe". Also auch sie traut dem Schwindel-Siege der Skagerrak-Schlacht in keiner Weise. Aehnlich äußerten sich andere hervorragende Blätter, auch die aus den Städten der Ostküste, wo See- und Luft-Angriffe nicht von Englands unbesiegbarer Armada abgewiesen werden konnten.

Neuerdings hat auch der „New Statesman" zu dieser Frage das Wort ergriffen und sich sogar zu der Aeußerung verstiegen, daß die englische Flotte eine „Rüstung ohne Schwert" sei. Zu diesen nicht mißverständlichen Bemerkungen haben diesem Blatt besonders die deutschen erfolgreichen neueren Vorstöße in den Kanal Veranlassung gegeben, wo unsere Unterseeboote und Torpedoboots-Flottillen nicht nur eine größere Anzahl von Wachtschiffen und Handelsdampfern versenkten, sondern sogar mehrere der letzteren aufzubringen vermochten. d. h. sie mit ihren Bannwarengütern in belebte Häfen der flandrischen Küsten überführten, um dort abzeurteilt und erforderlichenfalls freigegeben zu werden.

Daß solch' tatkräftiges Vorgehen gegen eine der wichtigsten Zufuhrstraßen in unmittelbarer Nähe der Küste Großbritanniens, vorm Eingang zu einem Kriegshafen und dem Hauptlandesbahnen möglich sei, wäre ein Zeichen von „Gedankenmut" der Behörden. Der „New Statesman" fragt, wie es mit der Sicherheit der Kanal-transporte bestellt gewesen wäre, wenn hier ein neuer „Möwen"-Zug stattgefunden hätte!

Während die schwächere deutsche Flotte durch kühne Taten ihre Lebenskraft beweise, beschränke sich die größte Flotte der Welt auf eine ausgesprochene rein verteidigende Stellung.

Größerer Wagemut wird von der eigenen Flotte verlangt und der lächerlich klingende Vorschlag gemacht, Helgoland von mehreren Seiten anzugreifen. Dann ergeht sich das Blatt in der Betrachtung, die denkbar schlechteste Flottenpolitik, noch dazu eine, die sich in keiner Weise mit den ruhmreichen britischen Ueberlieferungen vereinbaren ließe, sei es, nichts zu tun, während der frische Gegner seine Flottenpolitik der Vernichtung der feindlichen Landesflotte kühig fortführe und dem englischen Handel schweren Schaden zufüge.

Aus allen diesen Vorgängen ist klar ersichtlich, wie ernst man die gegenwärtige Lage in England beurteilt. Mangel an dem unbedingt nötigen Schiffsraum, — trotz der von Portugal usw. — „ermieteten", dort beschlagnahmten deutschen Dampfer — Mißernte in der ganzen Welt, haben die Volkswirtschaft in Großbritannien bereits in eine sehr bedrängte Lage gebracht.

Hinzu kommt der Umstand, daß nunmehr auch die Neutralen, besonders Norwegen, nach den großartigen Erfolgen unserer Unterseeboote im Nördlichen Eismeer, nicht mehr so willig wie zuvor auf ihren Schiffen für die Entente Bannwüter befördern wollen. Auch darüber, daß sie Deutschen Genkalls in der mittleren Nordsee sowie in Skagerrak neuerdings neutrale Dampfer aufbrachten und deutschen Nordseehäfen zuführten, ist die öffentliche Meinung in England entsetzt und wirft ihrer Flotte mit Recht vor, daß sie nicht einmal das „eigene Kriegsgebiet" zu beherrschen vermöge, daß sie auch dort nichts" tue, sich diesmehr nur hinter ihren Sperren und Werken sichere. Also überall Zeichen ärgster Mißstimmung. z.

Kriegsallerlei.

Deutsche Bauernsiedelungen in der Dobrudscha.

Zu denjenigen Außenposten deutscher Siedlungen in Europa, von denen die Heimat nichts weiß oder wenig, gehören, wie Dr. Fall Schupp in der „Ostpreußischen Zukunft" schreibt, auch zweifellos die deutschen Bauernsiedlungen in der Dobrudscha. Entstanden sind sie im Laufe der letzten 70 Jahre, und zwar in der Hauptsache teils in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, teils nach dem letzten russisch-türkischen Kriege Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts, durch Einwanderung deutscher Bauern aus Bessarabien.

Es waren zumeist Lutheraner, badischen und schwäbischen Ursprungs, vereinzelt aber auch Nachkommen deutscher Siedler aus dem preußischen Weichselgebiet. Sie haben sich hauptsächlich in der Niederung um die rumänische Hafenstadt Constanza herum ausgebreitet. Klima und sumpfiger Boden waren ihrer Entwicklung nicht günstig, so daß die Gemeinden ungleich arm sind. Ueberwiegend sind sie evangelischen Glaubensbekenntnisses, doch kommen auch katholische Siedlungen vor, wie insbesondere das große und verhältnismäßig wohlhabende Dorf Kara-Murat nordwestlich von Constanza. Ihre Art und Sitte haben sie treu bewahrt, zum Teil sogar die alte heimische Landestracht. Auch die Mundart der Heimat ist bei ihnen lebendig geblieben; selbst das preußische Plattdeutsch hat teilweise noch Geltung. Trotz der Armut und der verhältnismäßig schwachen Kopfzahl der einzelnen Gemeinden — es dürfte sich insgesamt um etwa 6 bis 7000 Seelen handeln — haben sie sich mit rührendem Opfersinn bemüht, ihren Kindern durch Errichtung deutscher Schulen den Zusammenhang mit dem Mutterlande zu bewahren. Freilich sind diese Schulen infolge unzulänglichen Art, meist nur einklassige Winterschulen, während im Sommer nur Sonntags einige Unterrichtsstunden stattfinden. Auch die Lehrer sind durchweg deutsch-russische Kolonistensöhne ohne eigentliche Fachbildung. So ist der Bildungsgrad der Leute nach unseren Begriffen sehr dürftig. Immerhin stehen sie auch hierin turmhoch über dem zu 90 v. H. analphabetischen rumänischen Bauernstande. Der Staatsbürgerschaft nach sind sie rumänische Untertanen und dulden als solche auch zu ihrem Teil heute die Tracht des vaterlandslos gewordenen Deutschen, der Waffendienst tun muß gegen sein eigenes Volk. . . .

Die Katzen von Tschanak-Kaleh.

Aus Konstantinopel wird dem „Tägl. Korresp." geschrieben:

Wer heute seinen Fuß in das leider teilweise zusammengeschossene Tschanak-Kaleh lenkt, der wird alsbald von einem sonderbaren Gefühle befallen. Der Ort selbst ist von der Bevölkerung fast völlig geräumt. Bekanntlich rächen sich die vereinigten Westmächte dadurch für ihre verunglückte Dardanellenunternehmung, daß sie belanglose Orte hin und wieder mit ein paar Sprenggeschossen belegen lassen, entweder von ihren Schiffen oder mit Flugzeugen; Zweck hat das keinen; denn damit lockt man keinen Hund hinterm Ofen hervor. Kurz und gut, der Ort Tschanak-Kaleh ist heutigentags reichlich ob, fast unheimlich leer. In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen und — die Katzen. Da jedes Haus im Osmanischen Reiche mindestens eine Katze besitzt, so ist ihrer in Tschanak-Kaleh noch eine ganze Anzahl vorhanden. Sie haben sich nicht entschließen können, ihren zweibeinigen Genossen, den Menschen zu folgen. Sie blieben in der Oede zurück und führen nun ein entsetzliches Hungerdasein. In leichten Nudeln umfangen, die behende jeden Neuankömmling, der wagemutig den Fuß in die ungastlichen Stätten setzt. Und nicht minder schlimm daran sind die Hunde von Tschanak-Kaleh; auch sie sind bitterlich von Nahrungssorgen gequält und umstehen schweifwedelnd jeden Menschen, von dem sie hoffen, daß er ihnen ein paar Brosamen zuwirft. Erstaunlich ist bei alledem, daß die sprichwörtliche Feindschaft zwischen Hund und Katze nicht mehr zu bestehen scheint. Der gemeinsame Hunger scheint Bande der Freundschaft geknüpft zu haben; sie verhalten sich ganz zahm gegeneinander. Nur einen Unterschied bemerkt man. Wenn eine Granate einmal von einem fernen britischen Kriegsschiff herüberpfeift, dann heulen die Hunde, während die Katzen in beneidenswert olympischer Ungerührtheit verharren.

Kriegshumor

An der Somme. „Die Franzosen haben ja wieder große Verluste gehabt." — „Ja, es — sommiert sich." (Brummbär.)

Gedächtnisübung. „Ah, guten Tag, Herr Limburger!" — „Aber ich bin doch der Holländer!" — „Na, — sehen Sie — ich wußt' doch: es war 'ne Käseorte!" (Brummbär.)

Einkehr.

Skizze von **Laura Frost.**

(Nachdruck verboten.)

Im wilden Sturme tobt die See. Die weißen Schaumkronen der Wellen waren in weiter Ferne sichtbar. Das graugrüne Wasser türmte sich zu Bergen, überstürzte sich in hastigem Lauf und warf weit in das Land hinein seinen sprühenden Gischt. Ueber den bereits vom Abendrot gefärbten Himmel jagten dunkle Wolkenschatten und schufen groteske Gebilde, riesigen Tieren vergleichbar. Brausend dröhnte dazwischen die gewaltige Stimme des aufgeregten Meeres.

Trostlos herrschte am Strande, in der Nähe der Küste tätiges Leben seltens der Verwaltung. Man hatte sämtliche Boote ins Wasser gelegen und bemühte sich, sie unschädlich zu machen.

Hinter der Düne lag ein Streifen Kiefernwald, breit genug, um die dahinter liegenden Wohnhäuser des Badeortes vor den herben Seewinden einigermaßen zu schützen und doch wieder auch schmal genug, daß die darinnen Hausbleiben den weiten Blick auf die See ein bekommen. Wenn die Sonne unterging und mit ihren letzten Strahlen die braunen Kiefernstämme rot aufleuchten ließ, bot die kleine Schonung ein märchenhaftes, bezaubernd schönes Bild.

Am Rande des Waldes, den die Wellen nicht mehr erreichen, schritten zwei Personen der Stelle zu, an der ein enger Fußweg nach dem Dorfe führte. Beide jung und kräftig, vermochten sie dem ihnen entgegenwütenden Sturm Widerstand zu leisten. Wenn auch die Kleider des jungen Mädchen fest an ihren schlanken Körper gepreßt wurden und ihre biegsame Gestalt deutlichen fast umgrenzten zu werden schien, so vermeinte sie doch den ihr als Stütze angebotenen Arm des Feldgrauen neben ihr. Um den Kopf trug sie einen grünen Schleier turbanartig gewunden, der ihre starken blonden Haare festhielt und nur rund herum ein Heer von krausen Löckchen entfesselte. Sie schien so völlig mit ihren Gedanken beschäftigt zu sein, daß sie des Wetters gar nicht achtete; aber ihre Worte waren da draußen nicht vernehmbar. Erst als sie im Schutz der Kiefernschonung angelangt waren, blieb sie stehen und sagte zu dem Manne:

„Wir müssen darüber noch sprechen, Heinz. Ich bin ja ganz damit einverstanden, daß wir heiraten, ehe du hinausgehst. Also in vierzehn Tagen. Aber einiges für später möchte ich doch noch vorher mit dir feststellen. Es ist wohl sicher, daß der Krieg nicht mehr lange dauern wird; du wirst vielleicht gar nicht mehr an die Front kommen. Ja möchte ich gern noch über Einzelnes mit dir reden wie wir es später damit halten wollen. Zum Beispiel möchte ich nicht gern einen intimen Verkehr mit Dieterichs, die dir so sehr zugetan."

Der Mann sah sie verwundert an.

„Aber Liebling, darüber können wir uns doch später einigen. Heute scheint mir etwas anderes wichtig. Freust du dich nicht auf den Tag unserer Hochzeit? Was bedeuten da solche Kleinigkeiten?"

Er umfaßte sie zärtlich, und sie sah voller Liebe in seine dunklen Augen.

„Das weißt du ja", antwortete sie und streichelte seine Hand, „aber trotzdem — sieh mal, aus Kleinigkeiten besteht doch der ganze Tag, auch schließlich das ganze Leben; und sich mal, ich möchte so gern eine schöne, große Hochzeit haben, möchte allen Freunden mein Glück zeigen, und da will man doch nicht, daß ihnen Mitwissen haben, für wenige Stunden — und wie wir die Möbel wählen, das haben wir auch noch nicht besprochen — und — —"

Sie sagte nichts weiter, denn er hatte sich plötzlich von ihr losgemacht.

„Verzeih", sagte er, „aber ich kann dir darauf nicht mehr antworten. Meine Zeit ist um. Ich muß zum Bataillonsarzt, Kameraden, du weißt, des Herbert Dankelmann, der an der Somme so schwer verwundet wurde. Du bist ja hier gleich zu Hause, ich will am Strand entlang weiter gehen, da bin ich früher an Ort und Stelle."

Er küßte sie schnell und wendete sich zum Gehen.

„Heinz," rief sie ihm nach, „noch einen Augenblick!"

Aber er war schon fort. Nur am Rande des Waldes drehte er sich noch einmal um und nickte ihr ernst zu.

Verstimmt ging sie nach Hause. Sie hatte sich vorher alles so gut überlegt, was sie Heinz noch sagen wollte, nun war sie eigentlich gar nicht zu Wort gekommen, zu einem Resultat erst recht nicht. Und eine Hochzeit war doch wirklich keine Kleinigkeit und der nicht wohl gegenseitiges Uebereinkommen vorher — selbst bei dem liebsten Menschen. Denn das war ihr der Heinz in jedem Falle; der liebste Mensch, den sie sich denken konnte.

Sie hatte zu Hause noch keine Beschäftigung vorgenommen, sondern schritt in ihren feinen türichten Gedanken durch die Zimmer, als sich plötzlich etwas Außerordentliches ereignete. Ein furchtbarer Knall erschütterte die Luft, fast gleichzeitig dann erfolgte ein knackendes Getöse, als wenn Tausende von Spiegelscheiben mit scharfem Splitern sich rollen und in Glas und Metallsplittern zu Boden schlugen. Das Haus wankte, die Möbel gerieten in polternde Bewegung, und Lisbeth selbst wäre zu Boden gestürzt, wenn nicht das Sofa, in dessen Nähe sie sich gerade befand, sie aufgenommen hätte. Betäubt und aufs höchste erschreckt, saß sie da. Was war das?

Ihre Mutter trat herein. Mit ängstlichen Blicken schaute sie umher.

„Gott sei Dank," sagte sie, als sie Lisbeth sah, „du bist da; ich fürchtete, du wärst noch unterwegs. Eine Mine ist explodiert, ganz nahe am Strande. Wo ist Heinz?"

„Wo ist Heinz?"

Lisbeth schrie es in Herzensangst.

„Mutter, er wollte am Strande entlang gehen. Wenn er getroffen ist! — — Ach Mutter, wenn er tot ist!"

Sie sieten beide nach dem Strand. Aber der Zugang war gesperrt. Sie hörten, daß es Verwundete und Tote gegeben hätte, die von den herumgeschleuderten Stücken getroffen worden waren. Aber niemand durfte den Strand betreten, man fürchtete noch weitere Explosionen, noch weitere Minen, die die wild tobende See losgerissen und herbeigeführt haben konnte.

Der Herbsttag näherte sich seinem Ende.

Dunkle Wolken zogen sich am Himmel, graue Schatten kämpften mit dem letzter Tageslicht.

An dem Fenster des Wohnzimmer saß Lisbeth und starrte in das abendliche Dunkel hinaus. Wie schrecklich war doch der Krieg! Noch nie war er ihr so nah getreten, nie eben heute. Hatte er ihr vielleicht auch ihren Heinz genommen? — Sie wagte es nicht zu denken, und doch konnte es sein! Sie hatte bis dahin nie daran gedacht, was ihr jetzt so klar vor Augen stand, daß sie kein Recht habe, allein behütet zu werden von dem Leid, das so viele andere traf. Wie hatte sie eben noch von Hochzeit und Hochzeitsgesellschaft gesprochen!

Da schlug sie plötzlich die Hände vor ihr Gesicht und brennende Schamröte überflutete es. Sie dachte, daß sie verstimmt gewesen war über die Kleinigkeiten, während Heinz dabei wohl schwere, ernste Gedanken gehabt hatte. Er war zu der Beerdigung eines seiner Kameraden gegangen, und sie hatte über Dinge gesprochen und sich darüber ereifert, daß ihm weltenfern liegen mußten. Er hatte sie für heraldo und sehr verständnislos halten müssen mit ihren kleinlichen Bedenken den großen Opfern gegenüber, die das Vaterland forderte. Hatte sein Blick nicht vorwurfsvoll auf ihr geruht, als er von ihr ging?

Mit diesen Gedanken über sie war er in den Tod gegangen! Er hatte noch in der letzten Stunde seines Lebens die bittere Erfahrung gemacht, daß seine Braut nicht ein opferbereiter Kamerad war, wie er ihn brauchte, sondern daß sie ein leichtfertiges oberflächliches Geschöpf sei, ohne das geringste Verständnis für die großen Forderungen der Zeit, für den Begriff des Vaterlandswertes. Es war bitter für sie, sich das sagen zu müssen, und bittere Tränen rannen ihr über das verängstigte Gesicht. Ach, wenn sie die letzten Worte hätte ungesprochen machen können!

Die Tür öffnete sich leise, und Heinz trat herein. Er war gleich nach der Beerdigung zurückgeeilt, um die Frauen zu beruhigen.

Lisbeth sah ihn starr an, als traue sie ihren Augen nicht. Dann, als er langsam näher trat, stürzte sie ihm entgegen.

In ihrer gewaltigen Erregung konnte sie nicht sprechen; sie streichelte nur immer sein Gesicht und seine Hände. Sie hörte an seinen Worten, daß er ihr das glücklichen Bewußtsein, daß er noch lebte, daß er vor ihr stand, gesund und unverwundet. Nun wollte, nun konnte sie noch wieder gut machen. Nicht an eigene kleine Interessen wollte sie ferner mit solcher Wichtigkeit denken, sondern an Glück und Leid und Sorgen des ganzen Volkes, an das Vaterland, dem auch sie ein Herz voll Liebe und Opferwilligkeit darzubringen hatte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191611139/fragment/page=0002